



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

F., G.: So sprach ein Fürst.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sten beitragen, wenn sie bei der bisherigen Methode verharren, die Interessen der deutschen Nation mit dynastischen Hausinteressen zu verwechseln und der preussischen Regierung bei solchen Wünschen Opposition zu machen, welche bescheidener sind, als den Preußen und vielen Deutschen lieb ist.

### So sprach ein Fürst.

(Stuttgart, Karl Göpel, 1860.)

Der Titel des Buches ist eine Parodie auf die Reden und Trinksprüche Friedrich Wilhelm IV., welche vor einigen Jahren — wie verlautet, von liberaler Seite — unter dem Titel: „So sprach der König“ gesammelt und herausgegeben wurden. An solchen Titel des neuen Buches schließt sich ein kleiner Versuch, das Publikum zu mystificiren. Geheimnißvoll wird von zwei Herausgebern, welche den Lesern nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen gönnen, angedeutet, daß sie durch Erbschaft in den Besitz der folgenden Memoiren gekommen seien, worauf der Schreiber derselben, ein Dr. F., wieder berichtet, wie er in den Memoiren seine Unterhaltungen mit einem Fürsten, der durch Punkte bezeichnet ist, niedergeschrieben habe. Diese Weise, für das Buch Interesse zu erregen, war nicht glücklich gewählt. Die Zeit ist vorüber, wo man an solchen mysteriösen Spielereien Freude hatte. Wer schon im Anfange eines Werkes Zweifel gegen den Ernst und die Wahrhaftigkeit seines Berichtes erregt, der schadet auch der Wirkung des Wahren und Schönen, das er vielleicht in dem Buche zu sagen weiß. Offenbar hatten die Verfasser im vorliegenden Falle die Absicht, einer Arbeit, welche kein genügendes Interesse beanspruchen darf, wenn sie als Arbeit eines Privatmannes erscheint, dadurch ein größeres Ansehen zu verschaffen, daß sie die Vermuthung erregten, dieselbe schildere die Seele eines deutschen Souveräns aus der nächsten Vergangenheit, vielleicht aus der Gegenwart.

Der Fürst des Buches bespricht Stimmungen und Zustände Deutschlands wie sie vor dem Jahre 1848 waren; indeß klingt manches durch, was vorzugsweise in der Gegenwart gilt. Er ist ein begeisterter Liberaler; er verachtet die kleinen Verhältnisse, in denen er regiert, die elende Polizeiwirtschaft, die

Engherzigkeit seiner Beamten, die hohlen Ansprüche des Hofadels, den Druck des alten Systems; er beklagt die Verkümmernng seiner Unterthanen, die schlechte Erziehung deutscher Prinzen; er schwärmt für ein großes einiges Reich, dem er gern sein Stückchen Souveränität zum Opfer bringen will; er haßt tödtlich die Frömmler und Jesuiten und beugt sich andachtsvoll vor dem göttlichen Geiste, der im Leben des Menschengeschlechts zur Erscheinung kommt. Er hat eine kleine Tochter, die Frucht eines Jugendverhältnisses, welche er ganz in der Stille von einem charaktervollen Mädchen auferziehen läßt, grade hat er den Entschluß gefaßt, dieser Erzieherin seine Hand anzubieten, da erlebt er den Schmerz, daß die junge Dame durch einen französischen Lehrer des Kindes, den er selbst berufen, und der sich als heimlicher Jesuit ausweist, zu überspannter Frömmigkeit verführt wird; er enthüllt ihr die Intrigue, welche mit ihr und ihm durch die Jesuiten gespielt worden ist, die junge Dame zerbricht das Crucifix, welches ihr der geheime Jesuit geschenkt hat, wirft es demselben an den Kopf, fällt in ein Nervenfieber und stirbt. Der Fürst erzählt eine Vision, welche er in seinem Schmerze gehabt hat: Todtengerippe in Königsornat und Priesterkleid, ein Henker, ein Jude mit einem Beutel Geld, welcher der Königslarve zuletzt den Purpur abreißt unter dem Rufe: Es lebe die Republik! Nach dieser Vision beschließt der Fürst eine Reise nach Italien, er will sich in der Kunst Trost suchen.

Der novellistische Theil der Memoiren ist nicht bedeutend, man ist versucht, ihn für die Arbeit einer entschlossenen literarischen Dame zu halten. In dem, was der Fürst von Maximin ausspricht, ist Vieles vortrefflich gedacht, Mehreres auch recht gut gesagt, der erlauchte Herr blizt von edlem Freisinn, wie ein Brillant. Aber der unbefangene Leser erkennt ohne langes Nachdenken, daß dieses fürstliche Wesen weder einer verstorbenen, noch einer lebenden Generation angehört. Und ehrlich gesagt, es ist kein Unglück, daß solche Persönlichkeit unter uns Deutschen, die doch viele originelle Gestalten auf den Fürstenthronen erlebt haben, niemals versucht hat, ein Volk zu beglücken. Denn, wie edel und groß der Fürst empfindet, und wie schön er das zu sagen weiß, er ist doch für das politische Leben unbrauchbar — offenbar wider den Willen des Verfassers; denn es wird ihm weit leichter, mit souveräner Verachtung von dem bestehenden Unglück des Vaterlandes zu reden, als dasselbe durch männliche Arbeit zu bessern. Er erscheint als eine weiche Natur, welche je nach der Stimmung souveränen Spott oder Welt Schmerz ausdrückt; er empfindet einen vornehmen Genuß darin, seine Minister, Geheimen Räte und seine getreuen Bürger durch glänzende freisinnige Schlagwörter zu überraschen und zu verwirren und er lächelt dann über die kleinen Menschen, unter denen er leben muß. Er spricht mit Ehrfurcht von der Volkskraft der Deutschen, die jetzt die höchste Souveränität

beanspruchen dürfe, und doch erkennt er überall die größte Verkümmernng in einem schwer erträglichen Philistertum. Da er nun keinem der bestehenden deutschen Staaten die Lebenskraft zutraut, solche verkrüppelte Zustände zu überwinden, wo leben denn wohl die Männer des Volkes, vor deren Kraft sich die Souveräne beugen sollen? In seinem Lande wenigstens scheinen keine solchen vorhanden zu sein. So gleicht dieser Schatten eines Fürsten trotz seiner demokratischen Vorliebe doch auf ein Haar andern Fürstengestalten der Wirklichkeit, welche mit ihrer Bildung auf einer jetzt untergehenden Zeit ruhen, und welche voll romantischer Gelüste ihr Bedürfnis nach großen Empfindungen dadurch befriedigen, daß sie Vermodertes aus dem Staube alter Jahrhunderte wieder lebendig machen wollen.

Schon in dem, was der Fürst des Buches sagt, ist nicht immer die wünschenswerthe Consequenz; er findet lächerlich, daß die deutschen Souveräne durch das Schreckbild der Revolution sich borniren lassen, aber in der erwähnten Vision kann er doch nicht umhin, eine sehr unheimliche Perspective auf ein Henkerbeil zu eröffnen. Schmerzlicher aber wirkt der Umstand, daß er selbst zu handeln gar nicht versteht. Ihm tritt ein fester, tüchtiger Offizier gegenüber, der um Erlaubniß bittet, auswandern zu dürfen, weil ihm die Luft im Lande zu enge wird. Zu gleicher Zeit haben ihm die Minister viel von Gährungen und Auffäglichkeiten in einzelnen Landestheilen geklagt. Der Fürst will ihnen beweisen, daß er von seinem Volke nichts zu besorgen hat. Er verfaßt also selbst eine aufregende Rede und trägt dem unabhängigen Charakter auf, dieselbe auswendig zu lernen und in einer Volksversammlung jener unruhigen Gegend zu halten. Der Charakter läßt sich auch zu diesem unehrenhaften und kindischen Experiment gebrauchen u. s. w. Einigen unserer Leser aber wird der Umstand wehe thun, daß der Fürst in eifriger Rede gegen das Vielregieren der Polizei von seinem Fenster aus auf einen armen Teufel von Bürger zeigt, der mit der Pfeife im Munde scheu und furchtsam über die Straße geht, weil das Rauchen bei zwei Thalern Strafe verboten ist. Nun beim Zeus! wenn er Fürst und Gebieter des Landes ist, warum hat er nicht das Rauchen frei gegeben? Dies wenigstens stand doch in seiner Macht. — Merkwürdig ist auch, wie er sein Volk allmählig zu freieren Lebensformen erziehen will. Nicht zunächst durch bessere Gesetze, — sein Staat hat bereits constitutionelle Formen — nein seine Minister sollen die neuen Freiheiten erst „factisch eintreten und so durch den Gebrauch die alten Gesetze aboliren lassen“. — Was soll das für einen Zustand geben, wenn wichtige Gesetze unter der Hand außer Cours gesetzt werden? was soll die Justiz dazu sagen? und wie können Minister neue Freiheiten factisch eintreten lassen, außer auf dem Wege des Gesetzes?! —

So legt der Leser das Werk unbefriedigt aus der Hand. Er vermag

sich nicht unbefangen dem Eindruck desselben hinzugeben, denn der oder die Verfasser haben sich ihm gleich zu Anfang in etwas zweideutigem Lichte gezeigt; er vermag den zahlreichen löblichen Lebensmaximen nicht mit ganzer Seele beizustimmen, denn das erfundene Schattenbild des Sprechers flößt ihm keinen Respekt ein; er vermag sich auch nicht recht für die geschilderten Zustände zu interessieren, denn der novellistische Theil ist zu scizzenhaft und rhapsodisch. Das Bestreben, zu belehren, und das Bestreben, durch poetische Darstellung zu fesseln, beeinträchtigen eines dem andern die Wirkung; das Buch ist nicht freie poetische Erfindung, und es ist auch nicht Darstellung realer Wirklichkeit; es ist als Gemisch von Beidem nicht schön und es ist nicht wahrhaft, obgleich es einiges Schöne und vieles Wahre zu sagen weiß.

Und deshalb würde das Werk in diesen Blättern nicht besprochen worden sein, wenn nicht einiges, vielleicht zufällige, Detail darin den Scharfsinn einzelner Recensenten zu der Vermuthung gebracht hätte, daß Zustände bestimmter Landschaften Deutschlands, ja auch lebender Fürsten darin ihren Ausdruck gefunden hätten. Man hat Thüringen und Souveräne dieser Landschaft genannt. Referent meint, daß die Würde und Popularität der erlauchten Herren sie davor schügen sollte, diese Arbeit in irgend eine Verbindung mit derselben zu bringen. Denn grade die freisinnigen Gebieter deutscher Territorien, welche man etwa genannt hat, haben den Deutschen in schweren Zeiten eine weit andere, viel ehrenwerthere Persönlichkeit bereits bewährt. Ihre Ueberzeugung haben sie ohne überflüssige Phrasen geduldig, ausdauernd und mit recht praktischem Menschenverstand in die That umzusetzen gewußt. Sie gehören, soweit wir aus ihrem politischen Leben zu einem Urtheil über dieselben berechtigt sind, sämmtlich nicht mehr jener Periode deutscher Entwicklung an, wo man zuweilen auf dem Throne hochsinnig phantasirte und Gemeines zu thun nicht verschmähte. Ihre kleinen Länder sind jetzt vielleicht die bestregierten Deutschlands. Die Beamten, welche sie sich zu Mitarbeitern gewählt haben, zählen unter die tüchtigsten Kräfte der Fortschrittspartei. Sie haben wahrscheinlich ein höheres Gefühl ihrer fürstlichen Würde und Vorrechte, als der Fürst jenes Buches; aber sie denken auch höher von dem Berufe, der ihnen selbst in ihrem beschränkten Kreise zu Theil geworden ist, und sie wissen, daß ihr hoher Beruf nicht ist, die Versunkenheit der politischen Zustände in Deutschland zu beklagen, sondern auf der ebenen Heerstraße redlicher Pflichterfüllung im Verein mit ihren Bürgern bessern zu helfen.

G. F.